Die Märchen des alten Journalisten.

Von Karl Pröll (Berlin).

Ich habe heute Nachtdienst in der Redaction. Meine Abtheilung wäre fertig. Auch die Collegen sind mit ihrer Arbeit zu Ende und unser Bureau-Elegant befestigt eben die Manschetten, ordnete Haare und Halsschleife, reinigt sich Rock und Hände und verabschiedet sich von mir mit flüchtigem Gruße. Ich höre ihn noch eine Operetten-Arie trällern auf dem Vorgang; er denkt sicher an ein bevorstehendes Abenteuer und eilt in irgend ein zweifelhaftes Weinlocal.

Jetzt könnte auch ich zwei Stunden Pause machen. Nach dieser ist es noch früh genug, die eingelaufenen Depeschen, Theater-Recensionen und verspäteten Localnachrichten zu redigiren und mit dem gewichtigen Seiten-Umbrecher zu berathen, was von dem Materiale, das heute nicht untergebracht werden kann, zurückzustellen sei. Ob es am jüngsten Tage auch solche Rückstände der Weltgeschichte geben wird?

Doch da schlägt der Regen an das Fenster. Ich öffne es und sehe im Scheine der Straßenlampen Regenschirme vorüberhuschen und hie und da zwei Beine darunter. Gott, welche Stickluft in einer solchen Redaktionsstube: Cigarrendampf, der Geruch ausgelöschter Petroleum-Lampen, muffiger Manuskripte, frischer Druckerschwärze. Dabei über allem feiner Staub, der schadenfroh sich hereindrängt und an die Nichtigkeit des Journalistenlebens gemahnt. Wie herbstlich frostig ist der Regenwind draußen, wie drückt er den Kohlendunst der Fabriken zum nassen Asphalt nieder, der gespensterhaft die Straßenlaternen wiederspiegelt. Und jetzt entdecke ich erst, daß ich Ueberzieher und Schirm zu Hause gelassen habe. Nun, ich werde hier die Schlußrevision abwarten.

„Redaktions-Diener!" Ah! so, der hat sich auch schon fortgetrollt. Ich muß mir einen Setzerjungen aus der Druckerei herholen. Ueberall tritt man auf Papierschnitzel. Und da stoße ich noch den Leichenkorb unbenützter Manuscripte um. Die Morgue des selbstmörderischen Geistes wäre ausgeleert und über die schmutzige Diele breiten sich die Gliedmaßen schwungvoller Artikel und philisterhafter Eintags-Bornirtheiten. Eine saubere Bescheerung! Die Klinke klappt auch schon schlecht. Läuft nicht einer der schmutzigen Ganymede der öffentlichen Meinung an mir vorbei? „He, Junge! Mache einen Sprung in das Restaurant gegenüber und bringe mir einen Krug echtes Bier und etwas kalten Aufschnitt. Hier hast du eine Mark; was nach der Zahlung noch bleibt, kannst du behalten."

So, jetzt richte ich mich häuslich ein, setze mich in den durchgesessenen Lehnstuhl für die Ehrengäste der Redaction und schließe halb die müden Augen. Nun will ich simuliren. Der Hetzarbeit folge die einschläfernde lange Weile des einsamen Müßigganges. Wenn nur die verfluchte alte Schwarzwälder Uhr, welche mir die verlorenen Stunden meines publicistischen Daseins zumißt, nicht so heiser schnarren würde. Sie hat jetzt kein Recht, mich an das Verrauschen der Lebenswogen zu gemahnen.

„Junge, stelle das Bier und den Teller auf mein Löschpapier hin! Jetzt spute Dich in die Druckerei."

Ich bin nun allein — ganz allein, denn die todten Manuscripte stehen nicht mehr auf. O! könnte ich jetzt den Waldeshauch am Ostseestrande einathmen und mich von der Meeresbrandung einwiegen lassen. Das wären schöne Feiertage! Ich fühle mich wieder als Mensch und vergaß ganz, daß ich nur ein Rädchen, ein rostiger Stift in der großen Zeitungsmaschine bin, welche die Nerven zerquetscht und das Hirn langsam aushöhlt. Bin ich denn je einmal jung gewesen?

Ja, vielleicht! Ich liebte sie einst, diese Flugschriften der Wolken, dieses feuilletonistische Schaumgekreisel der salzigen Wogen, diese kühnen Pamphlete der Stürme und Orkane. Besonders die letzteren, denn ihre Blitze verriethen mir die Absicht des ewigen Meinungsschöpfers: Lüfte zu reinigen, Dürre zu beleben, Rinnsale zu bilden, welche das Sumpfgewässer abziehen ließen. Und dieses meteorische Aufleuchten, verkündete es nicht das Zürnen des Herrn, welcher sein Machtwort hinabschleudert in eine trübe, faulige Atmosphäre, die sich weder für Tag, noch für Nacht zu entscheiden wagt? Damals war ich noch ein ganzer Kerl, der Mann einer ureigenen Ueberzeugung und des ungebrochenen Kampfesmuthes. Jetzt bin ich verbraucht, erlahmt an Hoffen und Wünschen, geknickt von der Lebensdrangsal, abgestorben in der Seele. Ja, mit dem bischen Geist und Willen ist man bald zu Ende — nur zu bald. Ich vermag das Glück nicht einmal mehr zu erträumen. Und doch wäre so ein kindischer Traum ein linder Verband für das alternde, wunde Gemüth.

Doch da fällt mir bei, daß in meinem alten Pulte noch die zerlesene Ausgabe der Grimm'schen „Kinder- und Hausmärchen" liegt. Ich bin deswegen oft von den Collegen geneckt worden, welche mir zuriefen, ein Journalist mache sich selbst seine Märchen. Ja, schlechte Tagesfabeln vielleicht, auf den Geschmack des platten Zeitungslesers berechnet, aber ohne wesenhaften Inhalt und tieferen Sinn.

So oft ich dieses Buch, das ich mir aus der Knabenzeit herübergerettet, aufschlage, empfinde ich den süßen Mischgeruch von Tannenwedeln, brennenden Wachslichtchen, frischen Aepfeln und Pfefferkuchen. Und ein mildes Mutterauge glänzt von fern her, — dort hinter den Sternen-Schmetterlingen. Heute verstehe ich erst das liebesstolze Wort der unverzagten, kerndeutschen Brüder, der Märchenprinzen unter den mannestreuen „Göttinger Sieben": „So herrlich ist lebendige Sitte!" Ich will bei dem Flackerschein dieser schlecht besorgten Studierlampe wieder einmal herumblättern in dem guten Buche. Ob ich darin wohl etwas finde, was sich mit der journalistischen Spinnweb-Umflorung der Zeit-Rumpelkammer in Verbindung bringen läßt?

Oho! Da schlage ich auf das Gerathewohl gleich ein passendes Hausmärchen auf. Es ist jenes von der „Goldenen Gans". Himmel und Hölle, das ist ja eine göttliche Satyre gegen unser Geschäft. Erinnert ihr euch nicht desselben? Oh! es ist zum Todtlachen für alle Schriftheiligen, welche den eintagsherrlichen Größenwahn als sichelrunden Schein um ihr Haupt gezogen haben. Man muß es nur richtig zu deuten wissen. Der jüngste Sohn des Allerweltsmannes, der Dumling, erbarmt sich des altgrauen Männleins, welches die darbende, leidende Menschheit repräsentirt, und theilt mit ihm selbst noch den Aschenkuchen. Da bescheert ihm dieses dankbare Männlein Glück und läßt ihn die Gans mit goldenen Federn unter den Wurzeln des Baumes verjährter Vorurtheile finden, den er umhauen mußte.

Und wie er mit dem wunderlichen Vogel weiterwandelt, da möchte bald dieses, bald jenes neugierige und goldgierige Menschenkind eine der Federn sich zueignen. Aber sie bleiben mit Fingern und Händen an der Gans festhängen, desgleichen diejenigen, welche die unfreiwillig Mitgeschleppten loszureißen trachten. So die Wirthsmädchen, der Pfarrer, der Küster, die Bauern. Es werden ihrer immer mehr. Und die Königstochter, welche bisher Niemand zum Lachen bringen konnte, die unter verschiedenen Gewaltherrschaften verfinsterte öffentliche Meinung lacht überlaut beim Anblick des seltsamen Zuges. Doch der König, welcher dem Scherzmacher, der seine ernste Tochter heiter stimmt, sie als Braut zugesagt, will sein Wort nicht halten. Er erfindet immer neue und immer schwerere Aufgaben, die der Dumling lösen soll. Er soll ungeheure Mengen von Speise und Trank vertilgen, sowie die Presse auch zu stets größeren Anhäufungen kaum mehr zu verdauender Tageskost verurtheilt wird, und er muß sogar ein Schiff herbeibringen, das zu Lande und zu Wasser fahren kann. Dieses Schiff kennzeichnet wohl die moderne Technik und die mit ihr emporgewachsene Industrie, welche sich auch des Zeitungswesens völlig bemächtigt haben. Wieder hilft das in Wundern unerschöpfliche Männlein, der wohlthätige Geist des gesellschaftlichen Zusammenwirkens. In dem Märchen erlangt der fröhliche Abenteurer endlich seine Königsbraut. Ist die heutige Journalistik so weit gediehen? Hat sie sich bereits in Geist und Körper überall mit der wahrhaften öffentlichen Meinung innig verbunden?

Ich blätterte zurück und gelangte zum Märchen vom „Wunderbaren Spielmann", welcher Wolf, Fuchs und Hase, die das Fideln erlernen möchten, überlistet, dieselben an Bäume fesselt, den armen Holzhauer jedoch durch lieblichen Klang seiner Sorgen entlastet, der ihn später mit dem Beile vor der Rache der Waldgethiere schützt. Denn wie sagte der Spielmann: „Endlich kommt der rechte Geselle. Einen Menschen suchte ich und keine wilden Thiere." Wann wird ein gleicher, gottbegnadeter Seelenwecker in dem Blätterwald den rechten Ton anstimmen? Ist dieses Märchen nicht lebhaft und tröstend zugleich?

Heute erinnert uns noch Vieles unserer Pressezustände an das Märchen von dem „Lumpengesindel", worin Hühnchen und Hähnchen kutschiren, die Ente vorgespannt ist und Stecknadel und Nähnadel sich in den Nußschalenwagen hineinsetzen. Der Wirth, bei dem die saubere Gesellschaft eingekehrt, fühlt sich schließlich zu dem Schwure veranlaßt, „kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und zum Danke dafür obendrein Schabernack treibt." Kommt euch die Geschichte nicht bekannt vor, als wäre sie von heute?

Ja, wenn einer in der Glückshaut geboren wäre wie das Armenkind in dem Märchen „Vom Teufel mit den drei goldenen Haaren", dann würde er selbst das Herz der Elternmutter des Satans erweichen, mit ihrer Hilfe die goldenen Haare erlangen und die schwierigen socialen Fragen lösen, die ihm auf der Höllenfahrt gestellt worden sind. Solche Glückshäute sind jetzt ebenso rar wie die reinen Herzen, welchen allein die Wiedergeburt verlorenen Menschenglückes gelingt.

Andere Wunder, welche in diesem Märchen uns mit treuherziger Gläubigkeit und Pfiffigkeit vorerzählt werden, hat der forschende Menschengeist schon gelöst. Was bedeuten die Siebenmeilenstiefel gegenüber der Raschheit des telegraphischen Boten, der uns Journalisten freilich auch fieberhafte Eile an Kundschaftswesen und im Vergessen des kaum Erfahrenen aufgezwungen hat und welcher mir die Klausur in später Nachtstunde gebietet, wo andere vernünftige Menschen schlafen. Könnte Edison uns Schlaflosen nicht einen Ersatzmann in dem noch höher entwickelten Phonographen besorgen, welcher Fernnachrichten telephonisch in Empfang nimmt und sie dann in langsamer Verlesung dem Setzer gleich in den Winkelhaken hineindiktirt? Freilich soll der vielversprechende und Alles sprechende Junge kein Stäubchen vertragen, und auf die Redaktionsarbeit lagert sich so viel Staub: verstaubte Einfälle, verstaubte Principien, verstaubte Seelen.

Da kommt schon der Telegramm-Mensch angerannt mit dem neuesten „Telegraphischen Eigen-Bericht", wie es in der journalistischen Redeweise des Eigenlobes heißt. Nun muß ich die geschlechtslosen Sätze des komprimirten Draht-Stiles einrenken und den Worten wieder ihr Geschlecht zutheilen. Auch das nennt man geistiges Thun. Nun noch einen flüchtigen Blick hinein in das waldträumerische Märchenbuch, wie ihn der Schulknabe einst unter den Augen des gestrengen Herrn Schulmeisters mit steter Angst gewagt. Das Berufsleben ist ein noch strengerer Lehrer. Ich erwische den „Goldenen Schlüssel, dieses letzte Märchen, welches nur 16 Zeilen zählt, weniger als die lumpigste Localnotiz. Und es ist sogar niemals wie diese honorirt worden. Aber welche wunderbare Schalkheit, die dabei noch einen ewigkeitsernsten, fast wehmüthigen Zug trägt, birgt sich in diesem schlummerseligen Ausklingen der Märchenträume. Ich sehe den Knaben, der in harter Winterszeit das Holz auf den Schlitten ladet, in tiefem Schnee den kleinen goldenen Schlüssel findet und aus der Erde das eiserne Kästchen herausgräbt. „Er probirte und der Schlüssel paßte glücklich. Da drehte er einmal herum und nun müssen wir warten, bis es vollends aufgeschlossen und den Deckel aufgemacht hat. Dann werden wir erfahren, was für wunderbare Sachen in dem Kästchen liegen.

Einstweilen liegen vor mir auf dem Schreibpulte außer der unredigirten Pariser Depesche, die den neuesten Krakehl in der Deputirtenkammer mittheilt, noch ein Bericht über eine Operettenaufführung, Reporter-Epopöe zu Ehren der neben entstandenen Feuersbrunst, Details einer Selbstmordaffaire. Und so weiter andere schöne Dinge, welche der mürrische Redactionsdiener, der sich durch ein Gläschen Schnaps wieder diensttauglich gemacht, mit einer Miene hergeschleppt hat, in der zu lesen ist: „Nun, du langsamer Mensch, mache das Zeitungsgeschirr bald rein. Ich will auch nach Hause gehen". Feder und Rothstift tanzen abermals in meinen Fingern herum, aus der benachbarten Druckerei vernehme ich die Umschwünge der Rotationsmaschine, welche die schlecht getünchte Wand zu durchstoßen scheint. Durch das Schlüsselloch dringt Schmierölgeruch herein, und in meinem Gehirne spüre ich auch etwas wie dumpfig gewordenes Schmieröl. Indem ich eine kühne Satzconstruction des Reporters einrenke, seufzte ich still vor mich hin: „Nein, eine Redaction ist kein Märchenheim. Schlummere sanft, du Buch meiner Kindheit und du Trost meiner Nachtplackerei."

Auf den vieldurchstrichenen Bericht fällt ein graues Schläfenhaar. Es hat sich bei mir nicht mehr wohl befunden und es empfiehlt sich zur rechten Zeit. Märchen und Haare lassen sich nicht dauernd festhalten. Und bei mir werden sie zu altklug.

„Fräulein."

Von L. Brind'amour.

Eine würdige Matrone steht vor uns, mit dem Schnee des Alters im Haar, ein wenig gebeugt und doch umflossen von jener Majestät, welche die Jahre verleihen, denn Leben heißt ja doch zumeist Leiden. Wir wissen, daß ihr Lebenslauf ein tadelloser war, und in unserer Stimme, unserm Tonfall liegt jene Achtung, welche das hohe Alter jedem fühlenden Menschen abnöthigen: „Meine gnädige Frau" — aber die Hausfrau zupft uns: „Fräulein" — die Dame ist ein „Fräulein." Zu der achtungsvollen Rührung, die uns der Anblick der Greisin einflößte, kommt noch das Mitleid mit all' den stillen Schmerzen, welche die „Sitzengebliebene" erduldet haben mag. Und diese Siebzigjährige, diese alte, ehrenwerthe Frau sollen wir mit dem kindischen Verkleinerungstitel „Fräulein" anreden — einem Titel, der heute nicht nur jedem Backfisch, sondern auch jedem Hausmädchen beigelegt wird?

Muß es so sein? Ja, denn es ist so Sitte, und gegen eine landesübliche Sitte läßt sich nichts beginnen. Für die „alte Jungfer" ist schon so manche Lanze gebrochen worden. Die Zeit, wo derselben das Odium der Lächerlichkeit anhaftete, ist auch so ziemlich vorbei. Bald wird die „alte Jungfer" nur noch auf dem Theater eine komische Figur sein; es ist uns schon von den berufensten Federn versichert worden, daß sie im Leben eine schöne Seele habe. In der Provinz, auf dem Lande wird sie wohl noch einige Zeit existiren; in der Großstadt, wo die jungen Mädchen arbeiten und erwerben lernen, ist der Typus der alten Jungfer mit Mops und Kaffeetöpfchen, mit Schmachtlocken und Minauderien ausgestorben. Aber das „Fräulein" lebt, dieser unsinnige, mit den Traditionen westeuropäischer Bildung im Widerspruch stehende Titel, der an sich eine Kaste schafft, eine lächerliche und beklagenswerthe Kaste — die der ledigen Frauen. Es ist nicht nur sinnlos, ältere unverehelichte Damen mit diesem Backfischtitel anzureden, es ist auch inhuman. Man vergegenwärtige sich die Unsumme kleiner Demüthigungen und Kränkungen, welchen die alternden Mädchen ausgesetzt sind, wenn man sie immer und immer wieder „Frau" anredet, und sie genöthigt sind, zu betheuern, sie wären nur „Fräulein". Und selbst, wenn ihnen diese Versicherung erspart bleibt, empfangen sie nicht jedesmal mit dem irrthümlich gegebenen Titel „Frau" einen schmerzlichen Nadelstich?

Unter den Glücklichen, denen der Titel „Frau" gebührt — wenigstens in dieser Hinsicht sind sie Glückliche — mag es vielleicht Engherzige geben, welche behaupten: „Es muß doch zwischen Jenen und uns im Vorhinein entschieden werden". Aber existirt diese Unterscheidung nicht im Vorhinein, indem Sie, meine Damen, Männer haben, deren Namen Sie führen und Jene — nicht, abgesehen von den anderen Vorrechten, welche die verheiratheten Frauen genießen? Auch kennt man diese inhumane Unterscheidung in keiner gebildeten Gesellschaft, als in der deutschen, wenigstens in der hier geübten strengen Weise nicht. Der Franzose unterscheidet allerdings zwischen „Madame" und „Mademoiselle". „Mademoiselle" ist jedoch ein nur für intimen Verkehr und für junge Mädchen gebräuchlicher Titel, während „Madame" als Anrede für jede halbwegs anständige Frau gebraucht wird. Die Königin, wie die Waschfrau, die „alte Jungfer" wie die stolze junge Heldin der Flitterwochen, sie werden alle ohne Unterschied „Madame" genannt. Die strengere Etikette und der schroffe Kastengeist der Engländer unterscheidet zwar auch zwischen „Miß" — „Fräulein" und „Mistreß" — „Frau", aber neben diesen beiden Titeln, die zumeist nur in Verbindung mit einem Namen gebraucht werden, ist neben dem fast überall angewandten „Mylady" die gute französische, urdemokratische Anrede „Madame" in englischer Aussprache allgemein üblich. Die russische Gesellschaft macht zwischen ledigen und verheiratheten Frauen in der Anrede absolut keinen Unterschied; sie bedient sich statt des Titels des Vatersnamens in Verbindung mit dem Vornamen. Der Diener redet die Herrin ebenso an wie der Gast oder der Herr des Hauses, z. B. Marie Alexandrowna (d. h. „Maria, die Tochter Alexander's"). Wenn es sich darum handelt, eine Dame entsprechend zu tituliren, so frägt kein Mensch, ob sie ledig oder verheirathet ist, sondern man bekümmert sich nur darum, wie ihr Vatersname lautet. — Natürlich wird, da in den russischen wie in allen slavischen Gesellschaftskreisen sehr viel französisch gesprochen wird, auch die französische Anrede „Madame" angewendet.

Im Italienischen heißt Frau „Signora", im Spanischen „Sennora", i entsprechenden Verkleinerungen „Signorina" und „Sennorita" werden nur auf junge Mädchen, nicht speciell auf Unverehelichte angewendet.

Man ersieht aus den vorstehenden flüchtigen Daten, daß eine gesellschaftliche Stigmatisirung der ledigen Frau durch den Kastentitel nirgends als in Deutschland üblich ist.

Allerdings rührt man hier an einen Mangel in deutscher Sprache und Sitte. Wir besitzen weder für den Mann noch für die Frau eine Anrede, welche ohne Namen anwendbar ist, ähnlich wie das französische „Monsieur" und „Madame". „Mein Herr" ist allerdings zulässig — für die Frau aber gibt es nur die französische Bezeichnung. Ist es ein Zufall, oder ist es der demokratische Geist der französischen Gesellschaft, welcher diese Universaltitel geschaffen hat? Gleichviel, dieselben sind international geworden, und da sie überall und allgemein gebraucht werden, ist gar nicht abzusehen, warum eine reifere ledige Dame, eine Lehrerin, Schriftstellerin oder Geschäftsinhaberin nicht dasselbe Recht hätte, Madame oder Frau N. N. genannt zu werden, wie die Gattin ihres Schusters oder Schneiders. Was noch vor Jahrzehnten einen Schatten von Berechtigung hatte, besitzt diesen, wie schon oben erwähnt, nicht mehr. Die ledige Frau der guten alten Zeit nahm in der That keinerlei gesellschaftliche Stellung ein. Sie war wirklich nur das „Fräulein" so und so. Heute aber hat die Unverheirathete sich durch eigene Kraft eine Stellung in der Gesellschaft errungen, und schon diese Thatsache allein müßte gegen den läppischen Titel „Fräulein" sprechen.

Meine dreizehnjährige Tochter fühlt sich überaus geschmeichelt, wenn man sie „Fräulein" anredet. Daß aber der Vorsteherin der Schule, welche dieses „Fräulein" besucht, einer bejahrten, vielerfahrenen Dame, welche u. a. einem ansehnlichen Lehrkörper Brot gibt, derselbe Titel zukommt, das ist geradezu albern.

Die Prinzessinnen des österreichischen Kaiserhauses führen schon in der Wiege den Titel „Frau". Sie haben sich freilich einen anderen mit auf die Welt gebracht, und zwar den sehr angenehmen „Erzherzogin". Und mit diesem verträgt sich eben „Fräulein" nicht. Man kann eben so wenig sagen „Fräulein Vorsteherin", „Fräulein Direktor", Fräulein Lehrerin 2c.

Nun denn, man sage es eben nicht, sondern anstatt dessen „Frau", wenn die betreffende Dame auch nicht dem heiligen Ehestande angehört.

Wir werden mit diesem billigen Vorschlag wohl kaum eine gesellschaftliche Reform anbahnen, denn Reformen dieser Art sind schwer durchführbar. Immerhin bieten wir diesen Vorschlag den Leserinnen und sind überzeugt, daß die Ledigen unter ihnen sich daran erfreuen und die Verheiratheten keinerlei Einwendung dagegen erheben werden.

Einer, den kein Teufel was anhaben kann.

Der alte Major v. B. steht zwar nicht mehr im activen Dienst, aber seine ehrlichen Soldatenmanieren hat er trotzdem nicht abgelegt.

Leider gehörte dazu auch das so überaus verwerfliche Fluchen, eine Sache, die gewiß nicht besonders kleidet, vor Allem einen Civilisten nicht.

Jüngst fährt der alte Herr nun auch mal von seinem Landsitz nach der großen Residenz Berlin, und zwar mit einem sogenannten Bummelzuge. Auf jedem kleinen Stationchen wird angehalten und der gute Major, schon von seiner Militärzeit her durchaus kein Freund langsamer Beförderungen, geräth dadurch in höchst ungehaltene Stimmung.

„Kreuzhimmelschockbombenundgranatenschwerenoth!" wettert er los, „jetzt soll ich in dem vermaledeiten Affenkasten auch noch die ganze Tour zurückmachen! hätte ich mir nur wenigstens kein Retourbillett genommen, damit ich auf einer Strecke zurückfahren könnte, als auf dieser elenden Malefizbahn, die der Teufel fricassiren soll."

Dieser Zornausbruch empörte einen Mitreisenden und warnend ruft derselbe aus: „Aber, mein Herr, beschwören sie doch um des Himmelswillen den Teufel nicht? Bedenken sie nur, wenn dieser nun käme und mit Ihnen in die Hölle fahren würde!"

Da wird der alte Major puterroth vor Zorn und schreit dem entsetzt Zurückprallenden mit Donnerstimme entgegen: „Herr, passen Sie gefälligst besser auf meine Worte, wenn Sie mich hier corrigiren wollen! Haben Sie nicht gehört, daß ich eben sagte, ich hätte ein Retourbillett?!"

— Einfluß des Kaffee-Aufgusses auf Bakterien. Wie C. Lüderitz im chemischen Centralblatt mittheilt, ist Kaffee-Aufguß ein sicher wirkendes Mittel gegen alle möglichen pathogenen und nicht pathogenen Bakterien. Durch Zusatz von Kaffee-Aufguß in kleinen Mengen zur Nährgelatine wurden alle darauf hin untersuchten Bakterien am Wachsthum gehemmt und kamen in reinem Kaffee-Aufguß überhaupt gar nicht zur Entwicklung. Der wesentlichste Antheil an dieser antibakteriellen Wirkung des Kaffees kommt dem beim Rösten von Kaffee entstehenden Coffein selbst nur geringen Einfluß auf Bakterien ausübt und der im Aufguß vorhandenen Menge gar nicht zur Geltung kommen kann.

— Das schreckliche Kind. — Onkel: Ich weiß nicht, was mir fehlt; ich möchte mich mal vom Arzt untersuchen lassen! — Neffe: O, schon wieder, Onkel? — Onkel: Wieso, schon wieder? — Neffe: Nun, Mama sagt doch, Du wärest schon ein paar Mal in Untersuchung gewesen!

Vom Bismarck-Archipel.

Herr Joachim Graf Pfeil bot der „Gesellschaft für Erdkunde" in Berlin eine interessante Schilderung von Land und Leuten derjenigen unter deutschem Schutz stehenden Inseln, welche sich um Neu-Guinea gruppiren und unter dem Namen „Bismarck-Archipel" zusammengefaßt werden. Dieselben müssen in zwei Hauptgruppen getrennt werden, weil sie sich hinsichtlich der Bevölkerung wesentlich von einander unterscheiden. Die erste besteht aus den Salomons-Inseln, die zweite aus jenen Inseln, welche nach Neu-Guinea zu gelegen, und deren größte Neu-Britannien, Neu-Irland und Neu-Hannover sind. Die Salomons-Inseln sind unserer Kenntniß nach wenig erschlossen, woran der wilde Character ihrer Bewohner wesentlich die Schuld trägt. Wir wissen, daß sich auf ihnen viele stark zerrissene Gebirge aufthürmen, daß in diesen sich einige Vulcane befinden, und daß das Land eine reiche Vegetation von urwaldartigem Character trägt, der von einzelnen Savannen unterbrochen wird. Die Bewohner der im englischen Besitz befindlichen Inseln sind von den Eingeborenen der unter deutschem Schutz stehenden Inseln durchaus verschieden. Die Erstgenannten haben eine gelbliche Hautfarbe, die Andern eine fast so schwarze, wie die Sudanesen und krauses Haupthaar. Auch die Sprache dieser beiden Volksgruppen ist eine verschiedene. Der Character aller beiden ist sehr unfreundlich gegen die Europäer; es wird von einzelnen Seiten behauptet, daß sie erst so durch die Berührung mit diesen geworden seien. Sie sind wild, liegen auch unter einander in Fehde und betrügen sich, wo sie können. Wo es aber gelungen ist, sie als Arbeiter zu gewinnen, wozu sie durch ihren kräftigen Körperbau und ein begrenztes Maß von Intelligenz sehr geeignet sind, haben sie sich anstellig und willig erwiesen. Ihr Wesen ist schwermüthig und allen Lustbarkeiten abgeneigt.

Weit mehr als die Salomons-Inseln sind uns die nach Neu-Guinea zu liegenden Inseln bekannt geworden. Mehrere von denselben, wie Neu-Britannien, Neu-Irland, sind von dem Herrn Redner durchstreift worden. Der Aufbau der Insel Neu-Britannien deutet auf einstige vulkanische Thätigkeit hin, und es ist anzunehmen, daß das Land einst mit Neu-Guinea zusammengehangen hat; der Auswurf des nördlich gelegenen Vulkans hat die Gazellen-Halbinsel überfluthet. Neu-Irland baut sich auf großen Kalkmassen auf; der höchste Gipfel ihrer auf der einen Seite steil abfallenden, nach der anderen allmälig sich zur Ebene senkenden Berge ist 6000 Fuß hoch. Man findet darin große Sandsteinlager; der südöstliche Theil ist vulkanischer Art. Die Thierwelt ist auf den beiden letztgenannten Inseln sehr verschieden; Thiere, welche auf der einen Insel vorkommen, fehlen auf der andern gänzlich. Während in Neu-Guinea sehr viele Kakadus vorhanden sind, findet man deren in Neu-Irland nur wenige. Dagegen bemerkt man weiße Tauben und eine Känguruh-Art.

Die Bevölkerung der Inseln Neu-Britannien und Neu-Irland weist zwei verschiedene Typen auf. Die Eingeborenen der Gazellen-Halbinsel sind sehr muskulös gebaut, von Farbe schwarz, es fehlt denselben aber der schöne geschmeidige Körperbau des Negers. Die Bewohner Neu-Irlands sind von heller Farbe, kleiner, aber zierlich gestaltet, haben ein perrückenartiges Haupthaar, und ihre Gesichter zeigen einen aufgeweckten Ausdruck. Unter diesen Völkergruppen hat einst eine Wanderung stattgefunden, die von der östlichen Ecke Neu-Britanniens bis zur Mitte von Neu-Irland gegangen sein muß; sie ist in der Verschiedenheit der Sprache und Gewohnheiten zu verfolgen; die südöstliche Gruppe zeigt einen wilderen Charakter. Heirathen zwischen den beiden Gruppen finden nicht statt; es steht Todesstrafe darauf. Sonst ist ein Mädchen vollständig frei in der Wahl des Gatten; hat es sich aber einem Manne versprochen, wodurch es unbedingtes Eigenthum desselben wird, so ist das Band von da ab unauflöslich. In Neu-Britannien werden die Körper der Todten mit Gewichten beschwert in den Grund des Wassers versenkt. Der Brauch der Leichenbestattung in Neu-Irland weicht von dem auf Neu-Britannien insofern ab, als auf der erstgenannten Insel der Leichnam zusammengebunden und an demselben viele dort das Geld vertretende Muscheln befestigt werden. Der Erbe muß jedoch dieselbe Muschelmenge wieder herauszahlen. Man bindet der Leiche so viele Muscheln an, als das Erbe beträgt. Der Leichnam wird nun an einen Kahn gebunden und in der Nähe des Schauplatzes eines wichtigen Ereignisses versenkt. Ein Häuptling wird auf einem Scheitergerüst verbrannt.

Der Charakter der beiden Volksgruppen ist sehr kriegerisch. Bei ihren Fehden unter einander geht es freilich nicht sehr mörderisch zu. Doch fallen immer einige Leute, und die Sieger verspeisen die Todten. Der Kannibalismus wird von ihnen gar nicht abgeleugnet, doch werden nur Menschen der feindlichen Gruppe verzehrt. Auf der Gazellen-Halbinsel ist der Kannibalismus am meisten in Abnahme begriffen. Im Zusammenhang mit demselben steht eine Reihe von Festen der Eingeborenen. Dieselben entbehren jeder symbolischen Bedeutung und jedes fröhlichen Charakters, obwohl es auf ihnen recht lärmend zugeht. Man bemalt bei solchen Anlässen die Hütten und Bäume mit Figuren, die halb Thier-, halb Menschenform haben und die bösen Geister fernhalten sollen. Auf eine von Bambusgerüst errichtete Platform, die mit Blumen geschmückt ist, klettern Männer hinauf und kämpfen mit einander. Den Leib und die Haare färben sich die Leute zu diesen Gelegenheiten roth. Von allen Festen sind die Weiber ausgeschlossen.

Es fehlt den Eingeborenen nicht an Verstand; indessen ist es schwer, in ihr geistiges Wesen einzudringen. Sie haben eine Idee vom Leben nach dem Tode. Alle Vorkommnisse schreiben sie entweder guten oder bösen Geistern zu. In ihren Unterhaltungen spielen obscöne Anekdoten eine große Rolle; aber es wird darin jede rohe Ausdrucksweise vermieden.

Ein kleiner Orientreisender.

Der Knabe, über dessen abenteuerliche Fahrten wir hier berichten, hat der Hamburger „Reform" auf ihren Wunsch eine schriftliche Skizze überreicht. Wir geben dieselbe möglichst wortgetreu wieder.

„Ich heiße Richard Max Faller und bin am 25. October 1874 zu Mutzschen bei Leipzig als Sohn eines Uhrmachers geboren. Als ich 12 Jahre alt war, starb meine Mutter und ich bekam eine Stiefmutter, die mich sehr streng behandelte; deshalb faßte ich den Entschluß, mich in die Welt zu begeben und mir mein Brot selbst zu verdienen. Im August 1888 schrieb ich meinem Vater einen Brief, in welchen ich ihm mittheilte, daß ich wegen der Stiefmutter das Haus verlassen wolle.

Um mich gut auszurüsten, zog ich mir das neue Gewand an. Auf die Frage meiner Stiefmutter, wohin ich denn in dem neuen Anzug wolle, erwiderte ich: „In die Konfirmandenstunde", und mußte nun wieder mein Alltagskleid anziehn und ging barfuß fort. Von Mutzschen kam ich nach Dahlen, Oschatz, Riesa und nach Böhmen. In Karlsbad arbeitete ich eine Zeit lang, um mir Geld zu verdienen, in einer Dampfmühle und fuhr dann nach Horsell, Schlom und Prag. Als ich in Prag ankam, hatte ich kein Geld mehr und mußte im Asyl übernachten. Da kam die Polizei und fragte mich, ob ich Papiere habe. Ich verneinte es und erzählte alles wahrheitsgetreu, worauf man mich frei ließ. Da ich keine Arbeit erhalten konnte, ging ich zu Fuß nach Wien.

Von da reiste ich nach fünftägigem Aufenthalt nach Raab, wo ich eine Zeit lang beim evangelischen Pfarrer Koroschic arbeitete, bis ich das Geld verdient hatte, um nach Budapest zu kommen. Dort angekommen, ging ich in das deutsche evangelische Mutterhaus und wurde sogleich aufgenommen. Man verschaffte mir einen Dienst in einer Dampfmühle, wo ich die Nummern von den Mehlsäcken aufschreiben mußte und täglich 1 Gulden 40 Kreuzer erhielt. Dort war ich 3 Monate und hatte mir 100 Gulden erspart, denn die liebe Mutter im Spital schenkte mir die Kost während dieser Zeit. Von Budapest reiste ich nach Vesprim, wo mir das ersparte Geld gestohlen wurde. Dann ging ich nach Stuhlweißenburg und wandte mich an den Bischof Sabadka, welcher mir 5 Gulden schenkte, und ich sprach aus Uebermuth zu dem katholischen Geistlichen: „O, laßt Ihr Euch von einem Protestanten anführen!" Der Bischof ließ mich suchen; ich hatte mich aber aus dem Staube gemacht. Dann arbeitete ich wieder eine Zeit lang in Ungarn und fuhr mit meinen Ersparnissen nach Belgrad, von dort nach Rumänien und über Braila und Galatz nach der Türkei.

Als ich in Constantinopel ankam, wurde ich wegen Mangels an Papieren und an Geld, für das ich mich hätte freikaufen können, auf die Wache geführt. Der Commissär war, wie die Mehrzahl, ein Deutscher, und ließ mich alsbald frei. — In der Vorstadt Pera arbeitete ich in dem Contor eines Deutschen, Namens Schulz und ersparte mir wieder Geld, für das ich dann nach Griechenland, und zwar nach Athen fuhr.

Athen ist eine sehr schöne Stadt. Dort besuchte ich den evangelischen Geistlichen, Waldemar Petersen, der mich dem Hofmarschall des Kronprinzen wegen meines Unternehmungsgeistes empfahl. Dieser führte mich zu dem Prinzen, der sich mit mir in ein Gespräch einließ und mir 80 Drachmen griechisches Geld schenkte. Von Athen reiste ich zu Schiff nach Patras, Corfu, Brindisi und Neapel und ich habe manches erlebt und gesehen auf dieser Reise. In Neapel arbeitete ich bei einem Wirth als Kellner und ich bekam viel Trinkgeld, so daß ich mir etwas ersparen konnte. Von Neapel fuhr ich nach Rom, wo ich mich sieben Tage aufhielt, ohne Beschäftigung zu finden. Ich wandte mich deshalb an das deutsche Consulat, und mir wurde wieder geholfen. So kam ich nach Mailand und Florenz. In letzterer Stadt arbeitete ich bei einem Töpfer, um meine Kost zu verdienen, bis ich etwas Besseres fände. Da ich nichts Passendes fand, ging ich zu Fuß nach Genua, um mir dort eine Stelle zu suchen. Ueberall in ganz Italien wurde ich als zu klein zurückgewiesen.

Von Genua reiste ich in die Schweiz und habe die ganze Schweiz zu Fuß durchwandert bis nach Luzern. In Luzern war ich anderthalb Monate in einem großen Hotel als Kammerjunge und verdiente sehr viel Geld; aber bei all' dem vielen Sehen und Geldverdienen hatte ich immer Heimweh. Von Luzern fuhr ich nach Schaffhausen, Constanz, durch Baden und Württemberg nach München. Von München ging ich zu Fuß nach Nürnberg und Bayreuth und wollte schon wieder nach Hause, denn je näher ich kam, desto mehr Heimweh empfand ich.

Ich machte aber noch einmal Kehrt und reiste nach Innsbruck, Salzburg und Wien. In Wien erhielt ich von einem Rittergutsbesitzer, dem ich meine Erlebnisse erzählte, 40 Gulden. Mit diesem Gelde fuhr ich direct per Expreßzug nach Constantinopel. Da ich nun hörte, daß in Athen die deutsche Prinzessin Sophie mit dem Kronprinzen Constantin getraut werde, wollte ich auch den Hochzeitsfeierlichkeiten beiwohnen und reiste darum mit dem deutschen Kriegsschiff „Kaiser" frei hin. Nach der Hochzeit reiste ich mit einem Frachtschiffe wieder zurück nach Konstantinopel. Dort angekommen, ging ich auf das deutsche Consulat, um mich zu melden, und dann ging ich auf die Suche nach einer Stellung; ich fand jedoch nichts und fuhr darum zu der deutschen Unternehmung nach Ismid, um Unterkunft zu suchen, und ich hatte mich nicht getäuscht; ich wurde als Dolmetscher und Schreiber bei einem Herrn Seifert angestellt. Mein Lohn betrug täglich 15 Piaster in Gold, etwa nach deutschem Gelde 3 M.; von diesem Verdienste gab ich für die Kost, die ich mir selbst bereitete, 1 M. täglich aus. Mein Herr hielt sich eine Köchin, ich aber konnte bei meinem Verdienste keine halten. Früh kochte ich mir einen Thee und kaufte für 5 Pfennig Brot. Dieses war mein Frühstück. Mittags kochte ich mir Eier- oder Mehlspeise; ich hatte mir Spiritusgeschirr gekauft.

Ungefähr nach drei Monaten wurde ich schwer krank und man schaffte mich in das deutsch-evangelische Hospital in Constantinopel, wo man schon glaubte, ich werde zu Grunde gehen. Nach vier Monaten ward ich jedoch wieder gesund und da ich es nicht über das Herz bringen konnte, meinen Vater länger in Ungewißheit zu lassen, so begab ich mich auf das deutsche Consulat, das mich mit dem Dampfer „Mexico", Capt. Rohkoff nach hier sandte. Ich warte hier nun, bis mich mein Vater abholt."

So weit unser kleiner Gewährsmann. Die „Reform" fügt noch hinzu, daß der Knabe, dessen aufgewecktes und aufrichtiges Wesen unwillkürlich Jedermann für ihn einnimmt, nicht ganz mittellos zurückkehrt. Seine Ersparnisse im Betrage von 120 M. hat die Hamburger Polizeibehörde in Verwahrung genommen. Er selbst wohnt vorläufig an Bord des Schiffes, das ihn nach Hamburg brachte. Sein sehnlichster Wunsch ist, nach erfolgter Confirmation Seemann zu werden.

Berliner Gerichtsscene.

„Ick verfluche ihm un denn hänge ick mir uff — und wenn et zehn Jahre kostet!" Mit diesen Worten betrat der Ofensetzer Johann Philipp Köhler in Gemeinschaft mit seiner Ehefrau jüngst die Anklagebank der Ersten Strafkammer des Berliner Landgerichts I. Der Mann hatte sich offenbar zu viel Muth getrunken, denn er gesticulirte fortwährend mit den Händen, schnitt die fürchterlichsten Grimassen und klappte wiederholt wie ein Taschenmesser zusammen. Präs.: Freundchen, nehmen Sie sich hier etwas zusammen. Es handelt sich ja nur um einen ziemlich unbedeutenden Streit mit Ihrem Hauswirth, dem Maurermeister K. am Weidenweg. — Angekl.: Herr Jerichtshof! Ick bin een Kerl, der drei Feldzüge mitjemacht hat, ick habe de Franzosen verkloppt, ick habe det Vaterland jerettet un soll nu meinen ehrlichen Namen int Verbrecheralbum einbringen lassen? Himmelschreiend is ja so wat. — Präs.: Ich sage nochmals, daß Sie sich beruhigen sollen. — Angekl.: Doch noch beruhigen vor so'nen Hauspascha, der mir ermittirt hat un denn noch mit Jewalt mir janz nackt un bloß in die kalte Witterung rausetzen will, wo Einem schon so wie so de Eiszappen unter de Nase frieren? Ick habe de Feldzüge mitjemacht — aber immer ehrlich! — Präs.: Es scheint ja, als ob Herr K. in der That irrthümlicher Weise geglaubt hat, daß er Sie wegen Gerichtskosten pfänden lassen könnte. Das gibt Ihnen aber kein Recht, ihm mit der Faust in's Auge zu schlagen. — Angekl.: Wenn ick dafor noch in's Loch soll, dann häng' ick mir und meine jeehrte Familie vor alle sichtbaren Oogen uff. Ob det nu zwee Jahre oder zehn Jahre kostet, is mir int mäm Jottlieb. — Präs.: Weshalb sind Sie eigentlich ermittirt worden? — Angekl.: Weil der Mann jemehnt hat, det die Weiber, die bei mir in de Aftermiethe wohnten, for seine Jiftbude nich fein jenug sind. Mit Fürstinnen und Jräfinnen habe ick ihm aber nich ufwarten können. — Präs.: Das scheint doch nicht ganz zu stimmen, wenigstens behauptet Herr K., daß er Sie ermittirt habe, weil Sie sich 11 Hunde in Ihrer Wohnung hielten. — Angekl.: Zwee Stück hat er mir ja erlaubt, und die Hündin hat jejungt. So wat passirt doch in de anständigsten Familjen. — Präs.: Es sollen aber elf recht große Köter gewesen sein, die das ganze Haus mit Ungeziefer überschwemmten. — Angekl.: Det is de pure Schikanirerei. Wat sone arme Thiere woll dafür kennen, wenn so'n Hauswirth 'ne Pieke uff ihnen hat! An ihm haben sich de Viechers doch noch nich vergriffen, dazu is er ihnen ville zu drocken! — Präs.: Sie können doch nicht bestreiten, daß Sie bei der vorgenommenen Pfändung Hrn. K. blutig geschlagen und Ihre Frau denselben „alter Schlumps" genannt hat. Angekl.: Herr Jerichtshof, so wat nimmt meine Jattin nich mal in de Hand, noch ville weniger in'n Mund. Und denn: wat bild't sich denn so Eener mit so'ne miserable Sechsdreier-Bude in? Wir haben ooch schon Häuser jehabt. — Präs.: Jedenfalls scheinen Sie ein Freund von Nordhäusern zu sein. — Angekl.: Meine Häuser waren janz wat anders, wie so'ne olle wacklige Bude. Aber mit meine Miether habe ick mir nie nich jezankt, habe ooch nie nich keenen Menschen ermistirt, un wenn se sich elf Elefanten jehalten hätten. So wat duht blos so'n Sechsdreier-Rentier. — Der Gerichtshof hielt durch die Beweisaufnahme die Körperverletzung und die Beleidigung für erwiesen und verurtheilte den Angeklagten, der immer wieder versicherte, daß er die Feldzüge mitgemacht, zu 10 Mark Geldstrafe, seine Frau dagegen zu 5 Mark. Der Angeklagte, welcher während der Berathung des Gerichtshofes die wunderbarsten Monologe hielt und nur durch das wiederholte energische Gebot „Setze Dir man hin!" von seiner Frau in Raison gehalten wurde, empfahl sich dem Gerichtshof mit tiefem Bückling und meinte auf dem Corridor zu seiner Frau: „So wat passirt in's neie deitsche Reich, wat wir mit jeschaffen haben! Wat sagste nanu?"

— Dieser Tage wurden die Bewohner der italienischen Stadt Ivrea durch eine Bluttat in furchtbare Aufregung versetzt. Ein Infanterielieutenant, welcher mit einem jungen Mädchen aus achtbarer Familie ein Liebesverhältniß gehabt hatte, das aus unbekannten Gründen abgebrochen war, feuerte eines Abends auf offener Straße auf die Dame, die sich in Begleitung einer Schwester befand, drei Revolverschüsse ab. Dann entfloh er. Die Carabinieri verfolgten ihn, jedoch vergeblich. Am folgenden Morgen fanden sie in einem nahen Walde die Uniform des Lieutenants, von ihm selbst war keine Spur. Man glaubt, daß er Vorsichtshalber unter der Uniform Civilkleider trug, um seine Flucht auf diese Weise besser ermöglichen zu können. Das Mädchen starb einige Stunden nach dem Ueberfalle unter den entsetzlichsten Schmerzen; die Schwester ist ebenfalls verwundet worden.

— Druckfehlerteufel. Die ganze Bürgerschaft röstete sich zum Empfange des Fürsten.